

Der Spiegel

f ü r

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminiertes Modenbild; monatlich wenigstens zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmettelin“ und mindestens eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. C. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt in Wien, in F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Der Pestkranke.

(Fortsetzung.)

Dieser Zustand eines dumpfen Starrsinnnes wurde durch das Gepolter in den obern Stokwerken unterbrochen, wo man die Möbel rückte, schwere Lasten in die Höhe hob und durch einander schrie und lärmte. Dieses Getöse traf mit dem auf der Straße zusammen, wo man Wagen und Pferde mit Wirthschafts-Geräthen belud. Das Volk murzte und warf dem Gesundheits-Vorsteher vor, daß er die Polizei schlecht handhabe und Mißbräuche dulde, welche die Sicherheit der Stadt gefährdeten. Man schimpfte und warf mit Steinen und Koth nach ihm. — Der Tuchhändler war so tief betrübt und leidend, daß er den Kopf nicht wandte, um zu sehen, was vor seinem Laden und in seinem Hause vorging. Er erwartete lieber den Tod, als Hilfe von der Fakultät; er trotzte seinem Schicksal, und der grenzenlose Schmerz hatte Gleichgiltigkeit hervorgebracht. Der Verlust seiner Tuche war ihm bitterer, als der seines Lebens, und er verwünschte die Pest weniger, als seinen Dieb. Der Lärm von oben nach unten und von unten nach oben dauerte aber so lange, daß er sich endlich darüber wunderte, daß ihm solches noch nicht aufgefallen sei.

„Holla,“ rief er, ohne die Augen zu öffnen, „was ist denn das? Bin ich schon hingeopfert, und bereitet man mein Leichenbegängniß vor? Weshalb dieser Lärm, der kein Ende nimmt?“ —

„Ich kann eben so wenig dafür, als Ihr,“ antwortete ihm Meister Quentin Sourtoin. „Uebrigens, mein Freund, zweifelt beim Taxiren der Strafe, welche Ihr mir zahlen müßt, nicht an meiner Nachsicht.“ — „Was für eine Strafe, du jämmerlicher Wicht? Du wirst Strafe und Kosten bezahlen müssen, wenn ich dich und deine Banditen vor den Gerichtshof gezogen haben werde.“ — „Mein Freund, leset die Verordnungen, durch welche bei Strafe verboten wird, aus den Häusern, in denen die Pest herrscht, vor 40 Tagen nach dem Aufhören der Krankheit irgend etwas, es sei Möbel, Wäsche oder Geräthschaften, zu entfernen.“ — „Bei der heiligen Union! Wer denkt daran, etwas aus meinem Hause zu entfernen, außer Ihr, der meinen Laden plündert? Ihr werdet mir aber Alles mit Wucher erstatten müssen, Ihr Höllenhund!“ — „Die Bewohner eures Hauses ziehen, aus Furcht vor der Ansteckung, auf Leitern durch die Fenster aus. Sie werden sogleich damit fertig sein, mein Freund, und Ihr werdet eine Strafe von zehn Kronenthalern bezahlen, wenn es euch beliebt.“ — „Es beliebt mir, euch den Rücken durchzubläuen. Wie, meine Miethsleute sind ausgezogen, ohne mir den rückständigen Zins zu bezahlen? Die Betrieger, ich würde sie schon festgehalten haben. Wann kommen sie wieder?“ — „Wenn sie überhaupt wiederkommen, so wird es wenigstens nicht Morgen sein, da euer Haus zwei Monate lang geschlossen und von vereideten Mäucherern gereinigt werden muß, Ihr mögt nun sterben oder gesund werden. Bezahlt mir also gutwillig die Strafe von . . .“ — „Bei dem Bilde Unserer lieben Frau! Das heißt zu frech mit meinem Unglück Spott treiben.“ —

Jacques Rouault, dessen Zorn bei jeder neuen Widerwärtigkeit gestiegen war, brach endlich mit der Energie eines Jünglings los; ergriff eine Elle, die im Winkel stand, und zerbläute den Busel des Meister Sourtoin, der ihm immerfort zurief, sich in der gehörigen Entfernung zu halten, welches der Tuchhändler auch beobachtete, ohne deshalb mit Prügeln aufzuhören, unter dem Jubel der Zuschauer, die über das Mißgeschick des subalternen Tyrannen recht herzlich lachten. Der Tuchhändler bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß Lähmung und Sichts ihm verlassen hatten.

„Wenn wir uns noch in den guten Zeiten der Ligue befänden, so würde ich dich zum Pranger verurtheilen,“ sagte Jacques Rouault, dessen Arm noch immer nicht ermüden wollte. „Wie gefällt dir die Züchtigung von einem Pestkranken? Wir wollen einmal sehen, wer von uns Beiden zuerst müde werden wird. Wirst du mir jetzt mein Tuch herausgeben?“ — Quentin Sourtoin, der die

pest mehr als den Stolz fürchtete, hielt es für klug, den Rückzug anzutreten, und die Ausübungen seiner Amts-Berrichtungen zu suspendiren. Sobald er mit seinen Dienern den Laden verlassen hatte, schloß Jacques Rouault die Thüre zu, und bereitete sich darauf vor, eine förmliche Belagerung auszuhalten. Er pflanzte sich als Schildwache an sein Fenster hin, und horchte mit einer Freude der befreitigten Rahe auf das Geschrei des Pöbels, das die Flucht des unglücklichen Vorstehers und seiner Bande begleitete.

Die Abwesenheit aller Polizei hätte leicht üble Folgen haben können; denn da einer aus dem Volke den Rath erteilte, nunmehr die Feuer anzuzünden, so wurde aus den benachbarten Häusern alles Stroh, Heu und Holz, dessen man nur habhaft werden konnte, geholt und auf der Straße aufgethürmt. Jacques Rouault wurde von dieser Belustigung des Pöbels abgezogen durch das Erscheinen seines Nachbarn, Dubinet Pinçon, der sich nur zu nennen brauchte, um eingelassen zu werden. Dieser Besuch gab dem Tuchhändler die Ueberzeugung seiner Krankheit wieder, und zugleich die Hoffnung, davon befreit zu werden. Er war sogar auf dem Punkt, ihm um den Hals zu fallen. Der Barbier hatte ganz das kalte, strenge Ansehen eines gelehrten Praktikers. Er ließ den Tuchhändler auf seinen Lehnstuhl niedersitzen, befragte ihn sehr ausführlich, und spielte anfänglich seine Rolle mit angemessener Würde. Bei der tragikomischen Erzählung von den Leiden des Pestkranken, nahmen seine Züge ihren gewöhnlichen lustigen Ausdruck wieder an; jener wurde dagegen zusehends schwächer, verlangte einen Priester und gewährte mit den erloschenen Augen und mit dem ganz entstellten Gesicht einen traurigen Anblick.

„Ihr werdet diesmal noch nicht sterben, ich schwöre es euch zu,“ sagte ihm lachend der Barbier. „Um euch besser pflegen zu können, Gewatter, habe ich den Viertels-Kommissarius gebeten, mich zum Pest-Doktor zu erwählen, und ich habe das weiße Kreuz ohne Bedauern angeheftet, da wir bis zu eurer gänzlichen Heilung, die bald erfolgen soll, zusammen wohnen werden. Bei meinen drei Bekannten: woher diese Niedergeschlagenheit? Die Pest wird euch nicht tödten. Es hat nicht viel auf sich mit dieser Pest.“ — Dubinet Pinçon mochte sich noch so sehr in beruhigenden Versicherungen erschöpfen, der Arme Pestkranke konnte sich nicht von der lebhaften innern Aufregung erholen, die durch das Zusammenwirken des Jorns, der Anstrengung, des Geizes und des Schreckens hervorgebracht worden war. Sein Gesicht war blau, seine Lippen blaß, seine Augenlieder geschlossen. Der Barbier verlor keinen Augenblick, er zog

seine Lanzette hervor und ließ ihn am linken Arm zur Ader, um den Andrang des Blutes nach dem Herzen zu verhindern. Als der Tuchhändler noch schwach und zitternd aus seiner Ohnmacht erwachte, fand er seinen Freund damit beschäftigt, ihm den Arm zu verbinden, ohne sich durch die Pest abhalten zu lassen. Rouault dachte durch eine plötzliche Rückkehr des Gedächtnisses daran und wollte ihn zwingen, sich zu entfernen; aber der Barbier fürchtete sich nicht vor der Ansteckung und lachte über die aufmerksamen Besorgnisse seines Vaters, den der Aderlaß wieder hergestellt hatte.

„Dieser wohlthätige Aderlaß wird euch um so besser thun, da etwas damit gezögert worden ist,“ sagte Vinçon die dunkle Farbe des Blutes betrachtend. „Der besagte Aderlaß wird nun verhindern, daß ich 40 Tage lang mein Geschäft an gesunden Personen verrichten kann, bei Strafe von 500 Livres, Schließung meines Ladens und Verlust meines Standes.“ — „Die Strafe ist sehr hart,“ sagte Jacques Rouault. „Aber fürchtet Ihr euch denn gar nicht, von mir angesteckt zu werden?“ — „Ich fürchte eure Krankheit so wenig, daß ich mich sogleich mit derselben Lanzette, an der euer Blut klebt, zur Ader lassen wollte. Aensiget euch also nicht, und trinkt dieses Glas Wein, bevor ihr euch zu Bette legt.“

(Beschluß folgt.)

Die Zeichensprache.

Unter Jacob I. war ein spanischer Gesandter in London, der ein sehr gelehrter Mann sein mußte; denn unter andern tief sinnigen Gedanken ging er auch damit um, eine Zeichensprache aufzufinden, welche ohne Worte und Schrift alle Welt verbinden sollte. Eines Tages beklagte er sich im Gespräche gegen den König, daß er von den Gelehrten bei seinen Bemühungen zu wenig oder vielmehr gar nicht unterstützt werde. Jacob sagte ihm, er habe in Aberdeen (in Schottland) einen Professor, der sich mit eben diesem Gegenstande beschäftige. Voller Freude bestand der Spanier darauf, die Reise nach Aberdeen unverzüglich anzutreten, um sich mit dieser sympathetischen Seele in Verlehr zu setzen. Der König stellte ihm vergeblich vor, daß er 600 englische Meilen weit zu reisen habe; er machte sich auf den Weg. Wohl oder übel mußte nun Jacob die Universität von Aberdeen benachrichtigen, daß sie den Gesandten nach Würden empfangen, seinem Begehren genügen, ihn aber baldmöglichst wieder zurückschicken möchte. Die arme Universität gerieth in

große Verlegenheit, denn jener Professor war gerade auf unbestimmte Zeit abwesend, und nachdem der feierliche Empfang des Gesandten vorüber war, erschrakten die Professoren über seine Erklärung, ihres Kollegen Rückkehr, sollte es ihn auch ein Jahr lang aufhalten, abwarten zu wollen. Endlich fiel ihnen ein Kunstgriff ein. Es war ein Metzger in Aberdeen, Geordi mit Namen, einäugig, sonst aber ein erlustiger und durchtriebener Gesell. Den beghngen sie mit dem Professor-Mantel und Barett damaliger Zeit, belehrten ihn, wovon die Rede sei, und nachdem sie dem Gesandten die Rückkehr ihres Kollegen gemeldet und seine Befehle zu einer öffentlichen Sitzung eingeholt hatten, stellten sie ihn auf das Katheder des Hörsaales. Alle Anwesenden waren auf den Ausgang gespannt. Der Gesandte schritt feierlich auf den Pseudo-Professor zu, und hob einen Finger auf; Geordi erhebt, statt Antwort, deren zwei. Nun zeigt ihm der Gesandte drei Finger; Geordi macht eine Faust, und bietet sie ihm mit strenger Geberde dar. Der Gesandte zieht eine Orange aus der Tasche, und zeigt sie ihm; Geordi sucht ein Stückchen schwarzes Haferbrot aus der seinen, und legt es Jenem selbstzufrieden vor Augen. Der Gesandte scheint hocherfreut, machte eine tiefe Verbeugung, und begibt sich hinweg. Ehrerbietig fragen die Professoren den vornehmen Gast, wie ihn ihr Kollege befriedigte? „Das ist ein köstlicher Mann!“ ruft dieser aus; „der ist mehr, als alle Schätze Indiens werth! Ich zeige ihm einen Finger, der die Einheit Gottes darstellt; er hebt deren zwei auf, zum Beweise des Vaters und des Sohnes. Ich biete ihm drei dar, um die heil. Dreifaltigkeit zu bezeugen; er zeigt mir die geschlossene Faust, zum Beweise, wie diese drei nur Eins sind. Ich bringe eine Orange zum Vorschein, als Symbol, daß uns Gott nicht nur die tägliche Nothdurft, sondern auch alle Süßigkeiten des Lebens schenkt; da stellt der bewundernswürdige, erstaunliche Mann ein Stückchen Brot vor meine Augen, um mich zu erinnern, daß sei das Wesentliche, jeder Neppigkeit, jeder Eitelkeit vorzuziehen.“ — Sobald sich Ge. Czjell. zurückgezogen, drangen diese Herren auch in ihren Mitbürger Geordi, die Bedeutung, welche er den vorgestellten Zeichen gegeben hatte, zu erfahren. Sie fanden diesen sehr zornig. „Euer Gesandter ist ein Grobian!“ sagte er. Erstlich zeigte er mir einen Finger, um mir meine Einäugigkeit vorzurücken; da wies ich ihm aber zwei, zum Zeichen, daß mein einziges Auge besser sehe, wie seine beiden. Da hebt er drei Finger auf, als wollte er sagen, wir beide hätten nur drei Augen. Fast wäre mir nun die Galle übergelaufen, doch euretwegen hielt ich mich, und zeigte ihm nur eine

tüchtige Faast. Bringt der Oel eine Orange zum Vorschein, recht zum Spott, als wolle er sagen: so etwas kann euer armes, kaltes elendes Land nicht hervorbringen! Aber da zeigte ich ihm ein Stük guten schottischen Haferkuchen, zum Beweise, daß mir alle seine Leckerereien höchst gleichgiltig seien. Wahrhaftig, ich hätte es ihm noch in's Gesicht geworfen, wäre er nicht zur rechten Zeit abmarschirt!“ —

Der Stich der Tarantel.

Als Kapitän Skinner auf seinen Reisen über den Himalaya in die Nähe des Dorfes Tulli kam, bemerkte er von einer Anhöhe, daß alle Bewohner, die sich versammelt hatten, um ihn und sein Gefolge zu empfangen, mit der größten Lebhaftigkeit und auf die drolligste Weise hüpfen und tanzten. Sie schlugen dabei an verschiedene Stellen ihres Körpers und schnitten so possirliche Fragen, daß Skinner vermuthete, es sei dies ein Nationaltanz, womit man seine Ankunft feierte; allein kaum waren die Reisenden dem Haufen näher gekommen, als auch sie die Tanzlust wie ein Wirbel ergriff und alle jene Gebehrden nachzumachen zwang. Skinner dachte an die elektrischen Male eines afrikanischen Flusses und glaubte, dieses Phänomen hier wieder zu finden; allein das Räthsel löste sich bald. Sie waren in dem Bereich des giftigen Insektes gekommen, das unter dem Namen Tarantel bekannt ist. Es ist eine unscheinbare Wespe, schwerlich größer als eine Sandfliege, mit grünem Körper und ein Paar unbarmherzigen Scheeren. Ihre Stiche lassen jedesmal schwarze Flecken zurück. Es ist lustig anzusehen, wie ein geschäftig daszender Mensch urplötzlich aufspringen, und auf seinen Körper los schlagen muß. Dann arbeitet er weiter; aber nach kurzer Pause kommt es zu neuen Stichen.

Beförderung der Zivilisation in der Türkei.

Vor einiger Zeit schickte der Seraskier Pascha fünf junge Marselmänner nach Paris, um dort nach europäischer Weise erzogen zu werden, und man hatte bis jetzt alle Ursache, mit ihren Fortschritten in den Wissenschaften zufrieden zu sein. Um sie indes noch mehr anzufeuern, richtete der Seraskier kürzlich ein Schreiben an dieselben, worin er sie besonders darauf aufmerksam macht, daß sie bestimmt seien, ihren Landesleuten als Muster zu dienen, und diese

zu vermögen, hinsichtlich ihrer Kinder dem Beispiel des Serasliers nachzuahmen. „Ihr gehöret — heißt es in jenem Schreiben — einer Nation an, die man bis jetzt für unfähig hielt, die europäischen Wissenschaften, Künste und die daraus fließenden Vortheile sich anzueignen. Suchet dieses Vorurtheil zu widerlegen!“ Besonders empfiehlt er ihnen das Studium des Militärwesens; „denn ein gut unterrichteter Offizier — sagt er — ist auch tapfer im Felde, da er den Umfang seiner Pflichten und den Werth der Ehre am Besten kennt.“ Dann hält er ihnen besonders den großen Reformationsplan des Sultans vor Augen, und ermahnt sie, sich in dem gebildeten und aufgeklärten Paris so viele Kenntnisse als möglich zu sammeln, um dem Großherren zur Ausführung seines Planes als die hauptsächlichsten Stützen dienen zu können. Im Ganzen zeigt das Schreiben eben so sehr von der Freisinnigkeit und dem gebildeten Geiste, als von der herzlichen Gemüthlichkeit des türkischen Feldherrn.

Englisches P h l e g m a.

Am 28. Juli 1830, während der Greveplaz in Paris vom Donner der Kanonen und der Flintenschüsse erzitterte, und die Seine-Ufer den furchtbaren Wiederhall zurück gaben, stand ein alter Engländer mit der größten Seelenruhe in der Nähe der Bäder von Digier in einem kleinen Boote und angelte. Jemand machte ihn auf die Gefahr, in welcher er sich befand, aufmerksam, und bat ihn, wenigstens für diesen Tag einem solchen Vergnügen zu entsagen. „Ihr habt ganz Recht,“ sagte er ganz kalt, „die Leute dort machen einen solchen verdammten Lärm, daß selbst die Fische davon erschreckt sind; seit zwei Stunden hat noch keiner angebissen.“

Wiederbelebende Kraft der frischen Luft.

Das letzte Beispiel des Verbrennens der Todten in einem christlichen Lande fand bei dem ersten Präsidenten des amerikanischen Kongresses, Henry Laurens, statt. Er trug das Verbrennen seines Körpers seinen Töchtern in seinem letzten Willen als Pflicht auf. Die Ursache war folgende. Eine seiner Töchter war, als an den Kinderblattern verstorben, hingelegt, und durch die frische Luft, aus dem nun geöffneten, vorher sorgfältig verschlossen gewesenen Fenster, wieder in's Leben gebracht worden. Dieser Umstand hatte

ihn mit Furcht vor zu früher Beerdigung erfüllt. Außerdem möchte er sich sonderbare Begriffe von der reinigenden Kraft des Feuers, die er auf Stellen aus der heiligen Schrift gründen zu können glaubte.

Der Modenkourier. Nr. 30.

(Paris, 5. Oktober 1832.)

1. Die Formen der Hüte waren bisher noch keinen bedeutenden Veränderungen unterworfen. Man hatte für den Herbst die Form des Sommers beibehalten.

2. Da man den Sammet und Atlas noch erwartet, so bedient man sich noch größtentheils des Moires.

3. Die meisten Hüte haben keine andere Verzierungen als Schleifen; die Bänder, aus welchen sie gebildet werden, sind sehr reich; oft sind sie brochirt.

4. Die Façons der Leibchen der Puzkleider haben vorne fast immer eine gekreuzte Draperie: der Rücken muß entweder unten flach und drapiert à la Tyrolienne, oder flach an den Schultern und unten leicht gefaltet sein. Gekreuzte Draperien rückwärts kleiden sehr schlecht.

5. Eine sehr schöne und moderne Farbe für die Cachemirs ist die Pirschenfarbe.

6. Man gewahet wieder viele Stikereien mit einer Auflage von Moussetin. Die Stikerei, welche beide Stoffe vereinigt, muß äußerst zart sein.

Theaternachricht.

Vesth. Mit Vergnügen zeigen wir den Liebhabern klassischer Musik an, daß Spohrs neueste Sondichtung

„J e s s o n d a“,

welche in Berlin enthusiastischen Beifall erregte, zum Benefize des verdienstvollen Sängerpaares Frisch, Montag, den 22. Oktober, dargestellt werden wird.

Modenbild. Nr. 42.

Pariser Anzüge vom 1. Oktober. Die Dame: Hut von Gros des Indes. Kleid von Wollmousselin. Canezou von gestiktem Tulle. — Der Herr: Polnischer Ueberrock nach neuester Erfindung.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.



Modeblatt z. Spiegel.

1832.

XLII.